

Eric Carle – Mein Weg zum Kinderbuch

Die Alte Welt – Heimat meiner Eltern

Mein Vater konnte gut mit Bleistift und Pinsel umgehen und wollte eigentlich Künstler werden. Aber sein Vater, ein Zollbeamter in Stuttgart, billigte diesen Entschluss nicht. Er war der Meinung, dass eine Anstellung im Staatsdienst mehr Anerkennung mit sich brächte. Außerdem waren die Wohltaten, die der Staat seinen treuen Dienern erwies, nicht zu verachten. Über einer geschnitzten Truhe im Wohnzimmer hing eine große Ehrenurkunde, die meinem Großvater für besondere Verdienste verliehen worden war. Hindenburg hatte sie eigenhändig mit großen blauen Lettern unterschrieben. Diese Ehrenurkunde und die goldene Taschenuhr, die mein Großvater jedes Mal feierlich aus seiner Westentasche zog, dienten ihm als Beweis für die Stichhaltigkeit seiner Lebensphilosophie. Mein Vater musste also wohl oder übel beim Bürgermeister einer kleinen Stadt in die Lehre gehen, um Einblick in die öffentliche Verwaltung zu bekommen.

Aber es entwickelte sich keine tiefere Beziehung zwischen meinem Vater und der Stadtverwaltung. 1925 entschied er sich, das Land zu verlassen. Wie so viele seiner Zeitgenossen wanderte er nach Amerika aus. Er war einundzwanzig, als er zusammen mit seiner sechzehnjährigen Schwester in den Vereinigten Staaten eintraf. Kurze Zeit später finanzierte er auch die Überfahrt für seinen jüngeren Bruder. Mein Vater fand einen Job bei der Easy Washer Company in Syracuse im Staat New York. Während der nächsten zehn Jahre lackierte er Waschmaschinen und verdiente regelmäßig vierzig Dollar die Woche, sogar während der Zeit der Depression. Er betonte diese Tatsache immer wieder und legte damit die Grundlage für meine Überzeugung, dass vierzig Dollar ganz schön viel Geld seien.

Vor seiner Abreise aus Deutschland hatte sich mein Vater in Johanna Oelschläger verliebt, ein großes, hübsches, siebzehnjähriges Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen. Ein reger Briefwechsel begann. Einer der Briefe meines Vaters, der die Jahre überstanden hat, enthält eine Bleistiftzeichnung von Rudolph Valentino in einem Wüstenzelt, das von Palmen umgeben ist. 1927 machte sich Johanna auf den Weg in die Neue Welt. Sie war inzwischen neunzehn Jahre alt und nicht länger fähig, diesen zauberhaften, kunstvollen Briefen zu widerstehen. Mein Vater empfing sie im Hafen von New York, und von dort aus fuhren sie mit dem Zug ins Hinterland des Staates New York.

Meine Mutter, die kein Wort Englisch sprach, wurde Dienstmädchen bei einer reichen, freundlichen Familie. Bald darauf begannen ihre in Deutschland zurückgebliebenen Geschwister, die abgelegten Kleider dieser reichen Familie zu tragen: Pullover, Schuhe, Knickerbockers. Die Knickerbockers waren besonders beliebt. Auch die jüngere Schwester meines Vaters fand eine Anstellung als Dienstmädchen. 1928 heirateten meine Eltern in der Deutsch-lutherischen Kirche in Syracuse. Ich kam 1929 zur Welt. Bis zu ihrem Tod wurde meine Mutter nicht müde zu erwähnen, dass die Geburt genau „dreizehn Monate nach der Hochzeit“ stattgefunden habe.

Für mich steht fest, dass meine jungen Eltern mit ihrem Leben glücklich und zufrieden waren. Sie hatten eine Reihe von Freunden, die ebenfalls zum größten Teil aus Deutschland ausgewandert waren. Wie die meisten Deutschen waren auch meine Eltern sehr naturverbunden. Es machte ihnen Spaß, zusammen mit Freunden an den nahegelegenen Fünf-Finger-Seen zu zelten, zu schwimmen oder Boot zu fahren. Sie verbrachten viele Wochenenden auf dem Zeltplatz, umgeben von schattigen Bäumen und herrlichen Seen. Verblasste Fotos zeigen sie und ihre Freunde mit lächelnden Gesichtern. Doch es scheint, als hätte ich ihre Freude nicht immer geteilt – aber vielleicht war auch nur die strahlende Sonne an meinen zusammengekniffenen Augen und meiner gerunzelten Stirn schuld?

Schon als kleiner Junge habe ich mich brennend für Tiere interessiert. Vor allem die kleinen haben mich fasziniert. Ich erinnere mich noch genau an die Begeisterung, mit der ich Steine hochgehoben oder Rinde von toten Bäumen abgekratzt habe, um die winzigen Lebewesen zu beobachten, die dort aufgeregt hin und her krabbelten. Dieses liebevolle Interesse für Ameisen, Käfer, Salamander und Würmer hat mein Vater in mir geweckt. Er nahm mich mit, wenn er durch Wiesen und Wälder spazieren ging, und erklärte mir die besondere Lebensweise der kleinen Kreaturen, die wir unter einem Felsen oder einem toten Blatt entdeckt hatten. Hinterher brachte er die Tierchen vorsichtig an ihren Platz zurück und deckte sie sorgfältig wieder zu.

Eines Tages entdeckte ich ganz allein eine Schlange, die sich sonnte. Langsam und vorsichtig legte ich meine kleinen Hände um sie und war sofort von ihrer weichen, glatten Haut bezaubert, die bei jeder sanften Bewegung meine Handflächen kitzelte. Mit der Schlange in der Hand rannte ich zu den Erwachsenen, die am Lagerfeuer saßen, um meine Trophäe vorzuzeigen. Entsetzen! Schrei! Ich war verwirrt. Ich hatte Ohhs und Ahhs erwartet. Nur mein Vater blieb ruhig und versicherte den anderen, die sich hinter den Bäumen versteckt hatten, dass es sich um eine völlig harmlose Blindschleiche handelte.

1935 kam ich in Syracuse zur Schule. Ich erinnere mich lebhaft an ein sonniges Klassenzimmer, große Bogen Papier, bunte Farben und dicke Pinsel. Eines Tages wurde meine Mutter in die Schule bestellt. Sie war überzeugt, dass ihr Sohn sich schlecht betragen hatte – aus welchem Grund hätte man sie sonst in die Schule gebeten? Als man ihr mitteilte, dass ihr Sohn nicht nur große Freude am Malen und Zeichnen habe, sondern auch Talent besitze, war sie sehr erleichtert. Man legte meiner Mutter nahe, alles zu tun, um dieses Talent zu ermutigen und zu fördern, und sie befolgte diesen Rat ihr ganzes Leben lang.

Meine Mutter war in ihrem ganzen Wesen sehr „deutsch“, viel mehr als mein Vater. Sie war vor allem davon überzeugt, dass Kinder den Wünschen und Befehlen ihrer Eltern bedingungslos zu gehorchen hatten. „Ein Kind muss gehorchen lernen, bevor es sechs Jahre alt ist“, hörte ich sie einmal zu einer anderen Mutter sagen. „Danach ist es zu spät.“ Aber wenn ich nach meinen Zeichenstiften, Wachsmalkreiden, Wasserfarben und Zeichenblöcken griff, wurde sie unsicher, teils voller Bewunderung, teils verwirrt ließ sie mich allein die Welt der Linien und Farben entdecken.

Mein Vater war in seiner Lebensart geprägt durch seine französischen Vorfahren. Vor vielen Jahren, während einer der unzähligen Religionsstreitigkeiten des Mittelalters, hatten seine Urahnen zusammen mit anderen Landsleuten Frankreich verlassen und sich im Südwesten Deutschlands angesiedelt. Diesen Familien bewahrten lange Zeit ihre französische Lebensweise und lebten in kleinen Dörfern eng zusammen. Erst um die Jahrhundertwende begannen sie, nach „draußen“ zu heiraten.

1934 kam meine Großmutter Carle nach Amerika, um uns zu besuchen. „Du hast Schlappohren“, sagte sie zu mir, als ich auf ihrem Schoß saß. Und sie hatte recht, meine Ohren standen wirklich ab! Ich konnte die deutsche Sprache zwar verstehen, sprach aber nur Englisch. Wir lächelten uns an und lachten miteinander. Sie war gekommen, um ihre Kinder wiederzusehen. Drei ihrer fünf Kinder lebten in den Vereinigten Staaten. Sie bat sie, nach Deutschland zurückzukehren. „Alles ist gut“, sagte sie. Sie versprach ihnen Geschenke und erzählte von dem aufstrebenden neuen politischen Führer, Adolf Hitler, der es geschafft hatte, Arbeitslosigkeit, Inflation und den Hunger zu beseitigen. Ihre eigenen Kinder gingen nicht auf ihre Bitten ein, aber meine Mutter bekam Heimweh.

Zurück nach Deutschland

Bald darauf begannen wir, unsere Sachen zu packen. Ich nahm meine *Mickey-Maus*- und *Flash-Gordon*-Hefte mit, eine kleine Ledermütze, auf der stand „Wanna Buy a Duck?“, einen Tomahawk, den mein Vater mir geschnitzt hatte, und ein Bild von George Washington, das mit grellen Farben auf ein zwei-mal-drei Zoll großes Stück Sperrholz aufgedruckt war. Ein paar Kratzer verunstalteten sein Gesicht. Das war bestimmt der Grund dafür gewesen, dass er im Mülleimer gelandet war, aus dem ich ihn wieder hervorgeholt hatte. Die Comic-Hefte, die witzige Mütze und der Tomahawk sind schon lange verschwunden, aber den Druck von George Washington besitze ich immer noch, auch wenn seine Farben mittlerweile etwas verblasst sind. Ich bin mir nicht sicher, welche Bedeutung dieses kleine Bild damals für mich hatte und warum ich es immer noch aufbewahre.

Im Haus gegenüber lebte eine italienische Familie. Eins der Kinder, ein Mädchen in meinem Alter, führte mich in das kühle Kellergeschoss des Hauses, wohin sich die Familie zurückgezogen hatte, um der Sommerhitze zu entfliehen. Die alte Großmutter des Mädchens schenkte mir ein warmes Brot. Das war mein Abschiedsgeschenk. Am nächsten Tag begann unsere Reise nach Deutschland. Ich war sechs Jahre alt. Eine Weile lebten wir in Stuttgart im dritten Stock eines Hauses in der Eichstraße.

Die Eltern meiner Mutter wohnten nebenan. Aber schon bald darauf zogen wir in die Bachstraße. Dort hatte Großvater Oelschläger ein vierstöckiges Haus gekauft. In jedem Stockwerk gab es zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und eine Küche. Innerhalb kürzester Zeit sorgte mein Großvater dafür, dass das Haus ausschließlich von Familienmitgliedern bewohnt wurde. Im obersten Stock lebte Onkel Gustav mit seiner Frau und seinem Kind. Gustavs Schwiegermutter, Frau Erdmann, eine Kriegerwitwe seit der Zeit des Ersten Weltkrieges, kam oft wochenlang zu Besuch. Im dritten Stock lebten meine Großeltern, Karl

und Anna, zusammen mit ihrer Tochter Helene. Helene heiratete ziemlich spät. Während des Zweiten Weltkrieges zog ihr Ehemann Ernst zu ihr in ihr kleines Zimmer. Ernst wurde jedoch schon sehr bald zur Wehrmacht eingezogen. Er ist in Russland gefallen, ohne seine kleine Tochter Lore je gesehen zu haben. Wir lebten im Stockwerk unter ihnen. Im Erdgeschoss wohnten die „Ns“, die mit keinem von uns verwandt waren. Als die „Ns“ später auszogen, zog Rudolf, der jüngere Bruder meiner Mutter, mit seiner Frau, seinem Kind und seiner Schwiegermutter, ebenfalls einer Kriegerwitwe, in diese Wohnung ein.

Es dauerte gar nicht lange, bis der Familienkrieg ausbrach. Aber gerechterweise darf nicht verschwiegen werden, dass die Streitereien häufig unterbrochen wurden, weil die Zankereien so ermüdend waren oder weil es irgendwie gelang, einen Waffenstillstand zu schließen.

Bei Familienfeierlichkeiten wie Hochzeiten, Geburtstagen, Taufen oder Jubiläen erzählte mein Vater immer von Amerika und schilderte das Leben dort in den herrlichsten Farben. Und wenn er nicht von selbst damit anfang, so konnte man sicher sein, dass irgendein Verwandter ihn aufforderte: „Erich, erzähl uns von Amerika!“ Das war das Startzeichen, und von Mal zu Mal schmückte er seine Geschichten immer mehr aus.

Spielkameraden und Einschulung

Meine neuen Spielgefährten nannten mich zuerst „Amerikaner“ und dann abgekürzt nur noch „Ami“. Wir durchstreiften zusammen die Hinterhöfe und kletterten über Zäune. Aus der Entfernung verliebte ich mich in Ursula, ein fünfjähriges Mädchen aus der Nachbarschaft, das mich an meine italienische Freundin und an Shirley Temple erinnerte. (Zwölf Jahre später wagte ich es, Ursula zum Tanzen einzuladen!) Bei einer ganzen Reihe von Familienfesten wurde ich gebeten, das Lied „On the Good Ship Lollipop“ von Shirley Temple zu singen. Viele Leute in der Stadt hatten Verwandte in den Vereinigten Staaten oder hatten selbst dort gelebt, und so wurde ich ohne Schwierigkeiten akzeptiert. Ja, ich war für meine Spielkameraden sogar etwas Besonderes, weil ich Amerikaner war. Es dauerte gar nicht lange, bis ich nur noch Deutsch sprach und mein Englisch vergessen hatte.

Im Herbst 1935 wurde ich zur Schule geschickt. Damit begann die zweite Etappe meiner Erziehung. Auch dieser Schulbeginn ist mir unvergesslich – ein kleines Klassenzimmer mit schmalen Fenstern, ein harter Bleistift, ein kleines Blatt Papier und die strenge Ermahnung, keine Fehler zu machen.

Drei Tage später war ich der erste, der Bekanntschaft mit einer alten deutschen Tradition machte: der körperlichen Züchtigung. Für ein kleines Vergehen erhielt ich „drei auf jede Hand“. Das bedeutete, dass ich brav vor meinen Lehrer trat und ihm meine kleine Hand mit der Handfläche nach oben entgegenhielt. Mit einem dünnen Bambusstöckchen schlug der Lehrer mit aller Kraft dreimal auf meine ausgestreckte Hand. Dann hielt ich ihm meine andere Hand hin, damit der Vorgang wiederholt werden konnte. Danach kehrte ich brav an meinen Platz zurück und verbiss mir die Tränen, während schmerzhaftes Striemen auf meinen Handflächen sichtbar wurden.

An jenem Abend bat ich meine Eltern, dem Lehrer einen Zettel zu schreiben: „Erklärt ihm, dass euer Sohn für solch eine Erziehung nicht geeignet ist.“ Das schien mir damals keine unvernünftige Forderung zu sein. Schließlich setzte sich meine Mutter hin und schrieb meinem Lehrer den verlangten Zettel, jenen Brief, der alle meine Probleme lösen sollte. Jetzt musste ich endlich nicht mehr zur Schule gehen. Ich weiß nicht, was meine Mutter in jenem Brief geschrieben hat. Aber bis heute ist mir der Zorn meines Lehrers unvergesslich. Er wurde größer, sein Gesicht wurde purpurrot, er schrie und kochte und schäumte vor Wut und tat alles, um mich zu demütigen. Ich fühlte mich vernichtet. Es gab keinen Ausweg. Offensichtlich fand mein deutscher Lehrer, dass das Betragen dieses kleinen amerikanischen Jungen ungewöhnlich frei war und mit der ortsüblichen Norm überhaupt nicht zusammenpasste. Da gab es nur eins, der Junge musste lernen, was er zu tun und zu lassen hatte. Und der Lehrer hielt es für seine Pflicht, ihm dies beizubringen. Dieser Verpflichtung konnte und wollte er sich nicht entziehen. Er hatte nur auf eine passende Gelegenheit gewartet, um seiner Verantwortung nachzukommen.

Mir blieb nur eins übrig, und das tat ich in den nächsten zehn Jahren aus ganzem Herzen: Ich hasste die Schule! Aber ich ließ nichts davon nach außen sichtbar werden. Im Gegenteil, in meinem ersten Zeugnis stand: „Erich ist ein freundliches und gehorsames Kind. Er sollte sich jedoch etwas mehr am Unterricht beteiligen.“ Wie es scheint, hatte ich meine Lektion gelernt! Aber es verging nicht ein Tag, an dem ich meine Eltern nicht fragte: „Wann fahren wir wieder nach Hause?“ Als ich endlich begriff, dass wir nicht mehr nach Amerika zurückkehren würden, entschloss ich mich, Brückenbauer zu werden. Ich wollte eine Brücke bauen, die von Stuttgart nach Syracuse reichte. Dann wollte ich meine geliebte Großmutter Oelschläger bei der Hand nehmen und mit ihr zusammen den großen Ozean überqueren.

Aus Syracuse schrieb mir der Freund meiner Kindertage mit krakeligen Buchstaben: „Lieber Eric, ich möchte dich so gerne wiedersehen. Wann kommst du wieder? Alles Liebe, Carlton Mayer.“ Zwanzig Jahre später stattete ich ihm einen überraschenden Besuch ab und fragte ihn: „Erkennst du mich?“ Er antwortete, ohne zu zögern: „Du bist Eric!“ Ich habe diesen kostbaren Brief immer noch, obwohl mehr als fünfzig Jahre vergangen sind. In meinem Herzen habe ich mein Buch *Die kleine Maus sucht einen Freund* dieser ersten tiefempfundenen Freundschaft gewidmet.

Am Ende des Schuljahres, vor Beginn der langen Sommerferien, wurden in Deutschland alle Schulkinder vom Schularzt untersucht. Bei dieser Untersuchung ging es vor allem darum, das Körpergewicht festzustellen. Ich war schon immer ein wählerischer Esser gewesen, und man hielt mich für untergewichtig. Ein dickes Kind war der ganze Stolz seiner Eltern. „Du musst essen! Iss doch! Das tut dir gut!“ So lautete der Schlachtruf der Mutter. Meine Mutter litt sehr darunter, dass ich nie meinen Teller leer aß, im Gemüse herumstocherte oder mich schlicht und einfach weigerte, etwas zu essen.

Mit der ärztlichen Untersuchung wurde alles anders. Kinder, die ein bestimmtes Mindestgewicht nicht erreichten, wurden ins Erholungsheim geschickt. Dieses Erholungsheim hatte allerdings wenig mit Erholung zu tun. Freundliche, aber resolute Frauen, die wir „Tante“ nennen mussten, sorgten dafür, dass wir genügend aßen,

regelmäßig unseren Lebertran einnahmen und täglich einen mehrstündigen Mittagsschlaf hielten. Außerdem marschierten wir in kleinen Gruppen in einen feuchtwarmen Raum, um salzhaltige Dämpfe einzuatmen, von denen man glaubte, sie seien gut für die Lungen.

Die „Tanten“ taten alles, damit ihre Schützlinge das Erholungsheim um etliche Pfund schwerer verließen, selbst wenn das bedeutete, dass sie sich ein hilfloses Kind auf den Schoß setzten und es mit Gewalt mit Grießbrei vollstopften. Erbrechen hatte überhaupt keinen Zweck. Der Schlamassel wurde ruhig aufgewischt und das Vollstopfen fortgesetzt. Auf diese Weise nahm ich in drei Wochen vier Pfund zu. Natürlich verlor ich diese Pfunde, sobald ich wieder zu Hause war. Nachdem ich im Jahr darauf noch einmal ins Erholungsheim geschickt worden war, erkannte ich den Zusammenhang zwischen der ärztlichen Untersuchung und der Reise ins Erholungsheim. Von da an hatte ich immer das erforderliche Mindestgewicht.

In den folgenden Jahren verbrachte ich die Sommerferien auf dem Bauernhof bei entfernten Verwandten oder bei Freunden meiner Großmutter. Ich mochte den Geruch der Ställe und liebte die kräftigen Arbeitspferde, die grasenden Kühe, die gackernden Hühner und grunzenden Schweine. Ich lernte, wie man Kühe melkt, obwohl ich zugeben muss, dass meine kleinen Stadthände schrecklich schnell müde wurden. Ich beobachtete stundenlang, wie die Bienen um ihren Bienenkorb herumschwirrten. Ich suchte nach Eiern, die zwischen den Strohballen in der Scheune versteckt waren. Man brachte mir bei, mit der Sense umzugehen. Ich lernte, Heu so zu wenden, dass es ordentlich trocknen konnte. Ich konnte ein Pferd oder einen Ochsen anschirren, wusste, an welchen Stellen im nahegelegenen Moor Preiselbeeren zu finden waren, in welcher Ecke des Waldes Heidelbeeren wuchsen und wo der Waldboden besonders viele Pilze hervorbrachte.

Jetzt musste mich keiner zum Essen zwingen. Mit herzhaftem Appetit verspeiste ich knuspriges dunkles Brot mit Schmalz, in dem Apfelscheiben und Zwiebeln ausgelassen worden waren. Dazu trank ich frische Buttermilch, die zum Kühlen in einem irdenen Krug auf die kalten Kellerstufen gestellt wurde. An Sonn- und Feiertagen gab es Zwiebelkuchen mit Sahne oder Apfelkuchen mit Bröseln. Ich erinnere mich daran, dass ich mich mitten zwischen gelb schimmernden Feldern im Schatten einer ausladenden Eiche ausruhte und dem Zirpen der Grillen lauschte.

Oma Oelschläger hatte mir erzählt, dass sie zu Hause zehn Kinder gewesen waren, ein Junge und neun Mädchen. Ich kann mich an fünf ihrer Schwestern erinnern. Ihren Bruder habe ich nie kennengelernt, obwohl er in derselben Stadt wohnte. Die Schwestern sprachen immer sehr liebevoll von ihm. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er in der Nähe seiner Wohnung bei einem Tieffliegerangriff durch ein Kampfflugzeug der Alliierten getötet.

Die Schwestern meiner Oma lebten in der Nähe von Stuttgart, und es war üblich, dass sie sich häufig gegenseitig besuchten. Keine von ihnen besaß ein Telefon. Aber meine Großmutter hatte einen untrüglichen Instinkt dafür, wann wieder ein Besuch bevorstand. Dann begann sie, Gugelhupf und Hefekranz zu backen, und wenn das nicht passend erschien, schickte sie mich in die Konditorei, um Schokoladentorte einzukaufen. Das „gute“

Silber und das chinesische Porzellan wurden geputzt, die Möbel poliert und das „gute“ Wohnzimmer gelüftet. Schließlich wurde Kaffee gemahlen und der Wasserkessel auf den kalten Herd gestellt.

Großmutter irrte sich nie. Die Türglocke läutete, und im Herd wurde Feuer gemacht, um das Wasser zu kochen. Alle meine Tanten (besser gesagt: Großtanten) liebten mich, drückten mich an ihren ausladenden Busen und küssten und herzten mich. Für gewöhnlich öffneten sie dann ihre Handtaschen, stöberten zwischen ihren Taschentüchern, Kämmen, Parfümfläschchen, Füllfederhaltern und anderem Krimskrams herum, bis sie ein Geschenk für mich hervorzauberten: Ein paar Pfennige, Süßigkeiten oder ein Stück Schokolade. Der Nachmittagskaffeeklatsch zog sich meistens bis zum Abend hin. Dann schickten meine Großeltern mich mit einem Krug über die Straße zur Gaststätte „Linde“, um einen Liter Bier zu holen. „Aber pass auf, dass sie dir nicht zu viel Schaum geben“, wurde ich ermahnt. Meine Tanten hatten die Angewohnheit, das angebotene Essen und Trinken höflich abzulehnen, aber meine Großmutter ließ sich davon nicht beeindrucken und füllte mit noch größerer Höflichkeit ihre Teller und Gläser immer wieder nach. Jeder kannte den Ablauf dieses Rituals genau. Ich erinnere mich mit großer Freude an die Besuche meiner Tanten.

Onkel August mit der Denkmaschine

Eine meiner Tanten, Tante Mina, hatte eine besondere Bedeutung für mich – oder war es ihr Ehemann, Onkel August? August liebte Festivitäten, Wein und nette Geschichten, vor allem die, die er selbst erzählte. Aber das Beste kommt noch: Er war Maler. Ich wurde oft eingeladen, das Wochenende bei meiner Tante Mina und meinem Onkel August zu verbringen. Ich nahm die Straßenbahn Nummer 16 bis zum Schlossplatz, stieg aus und überquerte den Marktplatz, ging an der Schillerkirche vorbei, bis ich schließlich an ihrem Haus ankam, einem alten, verwinkelten Fachwerkbau im ältesten Teil der Stadt. Nachdem ich geläutet hatte, sah ich, dass ich durch einen kleinen runden Spiegel beobachtet wurde, der an einem Fenster im oberen Stockwerk befestigt war. An einem Seil ließen sie einen kleinen Korb herunter. Darin lag unter einem Stück Tuch ein großer, verschnörkelter Schlüssel, mit dem ich die Haustür öffnen konnte.

Wenn ich die dunkle Wendeltreppe hinaufstieg, erschnupperte ich auf jedem Treppenabsatz die verschiedensten Gerüche, bis es endlich nach Ölfarben, Leinöl und Terpentin roch. An der Tür empfing mich meine Tante, umarmte und küsste mich und schob mich in die Küche. Sie stopfte mich mit Leckereien voll, als hätte sie Angst, dass ich auf der fünfundvierzig Minuten langen Straßenbahnfahrt fast verhungert wäre. (Wie man sieht, ist das viele Essen, das in meinem Buch *Die kleine Raupe Nimmersatt* eine so wichtige Rolle spielt, keineswegs eine reine Erfindung meiner Fantasie!) Dann ging ich für gewöhnlich ins Arbeitszimmer meines Onkels, ein kleines, unbenutztes Schlafzimmer, setzte mich zu ihm und lauschte den Geschichten, die er mir erzählte.

Bei einem meiner Besuche trug er gerade sorgfältig Ölfarbschichten von seiner Palette auf eine Leinwand auf, auf der ein schneebedeckter Berg, ein See und ein paar Birken und

Kiefern zu sehen waren. Am Ufer des Sees stand eine herrliche Villa. Auf deren Balkon waren farbenfrohe Kleider auf einer Wäscheleine zum Trocknen aufgehängt. Schließlich drehte mein Onkel sich zu mir um und beäugte mich über den Rand seiner Brille hinweg. „Onkel, erzähl mir eine Geschichte!“ „Aber zuerst musst du meine Denkmaschine ankurbeln.“ Ich näherte meine Hand seiner Schläfe und begann, an einem unsichtbaren Hebel zu drehen. „Halt! Hier habe ich eine Geschichte für dich!“ Ich erinnere mich noch gut an die wundervollen Augenblicke, wenn er mir eine Geschichte erzählte. „Habe ich dir schon erzählt, wie ich als Kohlenschipper im heißen Bauch eines Frachters nach Hoboken gefahren bin, und wie ich in einer Sauerkrautfabrik gearbeitet habe, während die Ladung des Schiffes gelöscht wurde?“ „Nein“, schwindelte ich ihn an. „Oder von der Zeit als „Buckel“ und wie ich zum Katholizismus übergetreten bin?“ „Nein“, log ich noch einmal. Wie konnte man jemals genug von seinen Geschichten bekommen? Meine Lieblingsgeschichte war die Geschichte, wie Buckel und August es schafften, zum Katholizismus überzutreten, obwohl sie beide katholisch getauft waren, katholische Eltern hatten und katholisch aufgewachsen waren.

Als der Krieg ausbrach, meldete sich Rolf, der einzige Sohn von Mina und August, als Freiwilliger zur deutschen Wehrmacht. Er ist in Russland, in der Nähe von Moskau, gefallen. Danach verweigerte Onkel Augusts Denkmaschine den Dienst.

Auf meinem Schulweg kam ich oft an einem kleinen Laden in der Adolf-Hitler-Straße vorbei. Manchmal kaufte ich mir dort Spielzeug oder Garn oder Einmachgläser für meine Mutter. Als ich eines Tages an diesem Laden vorbeiging, lagen zerrissene Kleider, zerbrochene Möbel, Töpfe, kaputtes Spielzeug und vieles mehr durcheinander geworfen zwischen den demolierten Fensterscheiben. Auf der Tür, die schief in den Angeln hing, prangte ein großer Davidstern. Das verwüstete Gebäude war abgesperrt, und ein Polizist forderte mich auf weiterzugehen. Das war die sogenannte Reichskristallnacht 1938, in der der offene Antisemitismus in Deutschland ausbrach.

Sommer 1939. Mein Vater hatte genug Geld gespart, so dass wir zum ersten Mal zusammen Ferien machen konnten. Wir wohnten in einer kleinen Pension in Berneck im Schwarzwald. Meine Mutter sah blendend aus, mein Vater wirkte sehr stattlich, und ich war überglücklich, dass ich meine Eltern ganz für mich allein hatte. Ich fühlte mich an die Zeiten erinnert, die wir auf dem Zeltplatz in Syracuse verbracht hatten. Mein Vater und ich taufte den See von Berneck um und nannten ihn „Lake Wakamba“. Wir mieteten ein altes Ruderboot, dessen Farbe bereits abblätterte. Wenn wir über die durchsichtige Oberfläche des Sees glitten, wurde das Ruderboot für uns zu einem Kanu aus Birkenholz, und wir waren Indianer in voller Kriegsbemalung, die markerschütternde Kampfschreie ausstießen, um die Bleichgesichter in ihrem Sonntagsstaat zu erschrecken.

Aber schon bald sprach man von einem richtigen Krieg in unserem kleinen Paradies. In den Schlagzeilen der Zeitungen tauchten Englands Neville Chamberlain, die Maginot-Linie in Frankreich und Polens deutschfeindliche Haltung auf. Wir verließen Berneck früher als geplant.

Der Krieg bricht aus

September 1939. Hitlers elektrisierende Stimme dringt aus unserem Volksempfänger. „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!“ Seine Wehrmacht greift Polen an. Der Zweite Weltkrieg hat begonnen. Noch am selben Tag wird mein Vater eingezogen. Blitzkrieg. Polen wird von den deutschen Truppen in ein paar Wochen überrollt; kurz darauf auch Frankreich. Dänemark, Norwegen, Holland und Belgien werden innerhalb von wenigen Tagen erobert. Heimkehrende deutsche Soldaten marschieren siegreich, sonnengebräunt und lachend durch die Straßen. Sie winken den begeisterten Massen, die ihnen Blumen zuwerfen, von den Lastwagen und Panzern aus zu. Dann folgt der tollkühne Einmarsch in die überraschte Sowjetunion, mit dem das deutsch-sowjetische Bündnisabkommen gebrochen wird. Die Balkanländer werden überrollt. In Griechenland flattern die Hakenkreuzfahnen auf der Akropolis. Hitler scheint unbesiegbar. Er erklärt den Vereinigten Staaten den Krieg. Die U-Boot-Rudel versenken ein Schiff nach dem anderen. Meine Klassenkameraden und ich sammeln Autogramme unserer Helden: General Rommel, General Jodl und andere. Ich erinnere mich an mein Lieblingsautogramm, ein Foto mit der Unterschrift des Feldmarschalls Mannerheim von Finnland. Wie alle seine in Deutschland geborenen Klassenkameraden ist auch der kleine amerikanische Junge inzwischen ein loyaler deutscher Patriot geworden. Hitlers Siege versetzen uns in Begeisterung: „Sieg Heil! Sieg Heil!“

Aber nach einer Weile werden die Siegesmeldungen seltener. Die U-Boote versenken immer weniger feindliche Schiffe. In Russland befindet sich die Wehrmacht auf dem Rückzug. „Strategischer Rückzug, um die Frontlinie zu verkürzen“, meldet das Oberkommando der Wehrmacht. Rommels Afrikakorps, das sich Kairo näherte, wird zurückgeworfen und aufgegeben. Die Todesanzeigen in den Zeitungen werden immer zahlreicher: „Mein Sohn (Vater, Ehemann) hat sein Leben gelassen für Führer, Volk und Vaterland.“ Mein Vater wird bei Stalingrad verwundet. Die Flugzeuge der Alliierten bombardieren Deutschland, zuerst nur bei Nacht, aber schon bald auch am Tage. Stuttgart, die Stadt, in der wir leben, ist eins der Hauptangriffsziele.

Obwohl unser Keller neue Stahltüren hat und mit senkrechten Balken versehen wurde, die die Decke stützen sollen, kann er den explodierenden Bomben nicht länger standhalten. Man beginnt, in die Hügel, die die wunderschöne Stadt umgeben, Stollen zu graben. In unserem Stollen, fünf Minuten von unserem Haus entfernt, finden fast eintausend Menschen Schutz. Fast jede Nacht, manchmal zwei- oder dreimal, müssen wir unsere Betten verlassen und wie die Maulwürfe in die kalten, feuchten, unterirdischen Bunker kriechen. In einer der seltenen Nächte, in der uns die Sirenen nicht aus dem Schlaf reißen, weckt uns meine zwei Jahre alte Kusine Lore, die im oberen Stock wohnt, auf und bittet ihre Mutter: „Stollen gehen! Komm, Stollen gehen!“

Tante Mina hat ihre Wohnung verloren. Tante Rosa und Tante Frieda mitsamt ihren Ehemännern ebenfalls. Aber sie leben. Das Haus meiner Großeltern Carle ist zerstört worden. Aber auch sie haben es überlebt. Unser Haus ist beschädigt, aber es steht noch. Rundherum gibt es viele Ruinen. Halb Stuttgart liegt in Schutt und Asche. Eine „Fliegende

Festung“, die Feuer gefangen hat, jagt am Himmel über unserem Haus entlang, bevor sie ein paar Meilen weiter explodiert.

Meine Schule ist bis jetzt noch nicht getroffen worden (das wird erst später passieren), doch der Unterricht findet nur noch selten statt. Aber ich habe immer noch Spaß am Malen und Zeichnen. Ganz im Sinne der Zeit zeichne ich Panzer und Kampfflugzeuge mit ungewöhnlicher Kriegsausrüstung. Und ich freue mich immer noch auf die gelegentlichen Kunststunden mit Herrn Krauss. Eines Tages lädt Herr Krauss mich ein, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Am verabredeten Tag besteige ich mein Fahrrad und radele zu seinem Haus am Stadtrand. Er erzählt mir, dass er die Unbefangenheit und Skizzenhaftigkeit meiner Arbeiten mag. Er bedauert, dass er verpflichtet ist, uns Naturalismus und Realismus zu lehren und Tendenzen, wie sie in meinen Zeichnungen sichtbar werden, zu kritisieren. Er geht zu einem Versteck und zieht eine sauber verpackte Schachtel hervor. Er packt die Schachtel aus und öffnet sie, um mir Reproduktionen von Werken „entarteter Kunst“ zu zeigen, die von sogenannten „degenerierten“ Künstlern stammen – Picasso, Matisse, Braque, Kandinsky, Klee und anderen. Diese Namen habe ich noch nie gehört, und ich habe keine Ahnung von der Existenz solcher Bilder. Ihre fremdartige Schönheit blendet mich. „Erzähl niemandem, was du heute gesehen hast“, warnt mich Herr Krauss. „Erinnere dich nur an die Freiheit ihres Ausdrucks und die Qualität ihrer Ausführung.“

In den besonders stark bombardierten Gegenden sind die meisten Schulen bereits geschlossen worden, und im Jahr 1943 geht das Gerücht um, dass auch unsere Schule bald evakuiert wird. Die Kinder sollen in sichere Gegenden verschickt werden. Eines Tages werden die Schüler und die Lehrer kurzerhand in einen Zug verfrachtet. Anstelle eines Dienstwagens wird auf dem letzten Waggon ein Flugabwehrgeschütz installiert. Die meisten Züge, ganz gleich ob es sich um Personen- oder um Güterzüge handelt, um Zivil- oder Militärtransporte, sind jetzt mit vierläufigen Flugabwehrgeschützen ausgerüstet, die sich in alle Richtungen drehen lassen.

Wir halten an einem unzerstörten Bahnhof – „Schwenningen“ steht auf dem Schild. Es ist eine kleine Stadt am Rande des Schwarzwaldes im Südwesten Deutschlands. Die Kinder des Ortes mit ihren Handwagen bilden das Empfangskomitee. Sie verteilen Zettel mit Namen. Auf meinem Zettel steht „Gutekunst“. Das klingt verheißungsvoll! Einer der Jungen lädt meinen Koffer auf seinen Wagen, und dann verlassen wir den Bahnhof. Er zieht, und ich schiebe den Wagen durch die Straßen der freundlichen kleinen Stadt, in der es keine Ruinen, keinen Schutt und keine verbarrikadierten Fenster gibt. Die Luft riecht angenehm; fast vermissem ich den für Stuttgart so typischen Geruch nach verbranntem Holz, mit Löschwasser vermischt.

Ich werde zum Haus der Familie gebracht, der ich zugeteilt worden bin. Herr Gutekunst, ein stattlicher Mann mit kurzen weißen Haaren, ist streng, aber gerecht. Frau Gutekunst hat ausdrucksvolle, freundliche Augen. Ich sauge ihre Wärme auf wie ein trockener Schwamm, den man in einen Eimer Wasser getaucht hat. Nie zuvor habe ich eine Frau kennengelernt, die so von innen heraus strahlt; nach und nach fange ich an, ihr zu vertrauen und sie zu lieben.

Die Gutekunsts haben zwei Töchter. Annemarie ist genauso alt wie ich, Ruth ist ein paar Jahre jünger. Der Sohn Hans ist an der Front. Die Behörden haben verfügt, dass ich sein Zimmer benutzen soll, solange der Krieg dauert. Die Familie Gutekunst lebt in einem behaglichen Haus mit herrlichen Möbeln und schönen Teppichen. Neben der modern eingerichteten Küche befindet sich die Bauernstube, ein Zimmer, das mit einer rustikalen Eckbank und einem schweren Holztisch möbliert ist, die ganz offensichtlich aus einem alten Bauernhaus stammen. In der Ecke steht ein bemalter alter Eichenschrank. An der Wand hängen eine Kuckucksuhr, eine Pfeifensammlung, ziselierte Zinnteller und ein Hirschgeweih. Das ist von nun an mein Zuhause.

Man behandelt mich keineswegs wie einen Eindringling, sondern wie einen Bruder und Sohn. Nur Hans beäugt mich misstrauisch, als er auf Urlaub nach Hause kommt. Aber auch hier ist es sehr verwirrend, zur Schule zu gehen. Wir müssen uns bei der Benutzung der Klassenzimmer mit den Schülern des Ortes und einer zweiten Gruppe von Evakuierten aus einer anderen Stadt abwechseln. Im Winter ist die Schule ständig geschlossen, weil es kein Heizmaterial gibt. Man erwartet von uns, dass wir zu Hause unsere Aufgaben machen. Die überraschenden Kontrollbesuche unserer Lehrer sind besonders gefürchtet. Aber die meisten Lehrer haben die Pensionsgrenze bereits überschritten und können von daher leicht überlistet werden. Meine ohnehin schon unvollkommene Schulbildung erreichte ihren Tiefpunkt.

Jungen im Alter von sechzehn Jahren tragen bereits Uniform und dienen als Flakhelfer, als Hilfstruppen bei der Flugabwehr. Die Siebzehnjährigen und die Älteren werden an der russischen Front eingesetzt oder an einem der anderen weit entfernten Vorposten der deutschen Expansionsbestrebungen. Diese Situation bringt es mit sich, dass wir vierzehn- und fünfzehnjährigen Jungen die einzigen „Männer“ der Stadt sind. Bei einem Konzert ist mir die Sicht auf die Musiker versperrt, und ich beuge mich etwas nach rechts, um besser sehen zu können. Die junge Frau, die neben mir sitzt, kann ebenfalls nichts sehen und neigt sich etwas nach links. Eine Haarsträhne streift leicht meine Wange, und ich kann ihre Wärme spüren. Nach dem Konzert gehen wir zusammen durch die dunklen Straßen bis zu ihrem Haus, wo wir uns verabschieden. Sie ist achtzehn Jahre alt, hat große braune Augen und dunkles Haar, das einen reizvollen Kontrast zu ihrer weißen Haut bildet. Wir treffen uns immer wieder, gehen durch die Felder, am Fluss entlang oder im Wald spazieren, bis die Sonne untergeht. Neue, unbekannte Gefühle ergreifen Besitz von mir, langsam und unaufhaltsam. „Magst du mich?“ fragt sie mich eines Tages. Ich nicke. „Schließ deine Augen“, fordert sie mich auf. Sie presst ihre Lippen auf meinen Mund. Als wir uns wiedersehen, frage ich sie, ob sie mich mag. Und dieses Mal küsse ich sie. „Liebst du mich?“ fragt sie mich daraufhin. Ich nicke. „Schließ deine Augen und öffne deinen Lippen – nur ein kleines bisschen.“

Als man uns evakuierte, geschah das, um die zukünftige Generation vor Schaden zu bewahren. Aber die Zeiten ändern sich. Ein Jahr später hat das Kampfglück Deutschland verlassen. Verzweiflung greift um sich. Wir Kinder werden wieder in einen Zug gesetzt. Dieser Zug ist von den Kugeln der alliierten Tiefflieger durchlöchert wie ein Sieb. Es gibt

weder Sitze noch Fensterscheiben. Wir fahren nur in der Nacht, denn es ist nicht mehr möglich, am helllichten Tag zu fahren. Die alliierten Streitkräfte beherrschen den gesamten Luftraum; sie schießen auf alles, bei Tag und bei Nacht. Tagsüber halten wir an und verstecken uns in verlassenem Gebäuden. Nachdem wir mehrfach die Fahrtrichtung gewechselt haben, werden wir am Westwall (Siegfried-Linie), abgesetzt, der am Rhein entlang verläuft. Aus der Ferne hören wir Artilleriefeuer. Seite an Seite heben russische und italienische Kriegsgefangene, polnische „Fremdarbeiter“ und alte deutsche Männer Schützengräben aus. Wir sind zu ihrer Unterstützung eingeteilt. Aber die Organisation klappt nicht. Niemand ist für uns zuständig. Als die anderen ihr Essen bekommen, stellt sich heraus, dass es für uns keine Zuteilung gibt. Wir sind hungrig, einige von uns haben Durchfall oder alle möglichen Krankheiten. Schließlich teilen einige der Kriegsgefangenen ihre mageren Rationen mit uns. Als ich nach dem Essen mein Essgeschirr im Rhein abwasche, spritzt plötzlich das Wasser vor mir auf wie aus einer unterirdischen Fontäne. Ich bin verwirrt. Erst Sekunden später höre ich den Schall: eine Mustang, aus der mit einem Maschinengewehr auf uns gefeuert wurde, wendet und verschwindet in den Wolken. Ganz in meiner Nähe brechen drei Männer zusammen und sterben.

An meinem Bein entwickelt sich ein starker Hautausschlag, und ich verbringe ein paar Tage in einem Notlazarett, bevor ich nach Hause geschickt werde. Ich erinnere mich nicht in allen Einzelheiten, wie es mir gelang, nach Hause zu kommen. Nur so viel: Ich überstehe weitere Luftangriffe, folge verbogenen Eisenbahnschienen, gehe an Bombenkratern vorbei und werde endlich von einem offenen Lastwagen mitgenommen. Schließlich erreiche ich heil Stuttgart.

Hitler droht immer noch damit, die Bolschewiken und die Kapitalisten mit seinen „geheimen Waffen“ auszurotten. Die alliierten Streitkräfte und die Russen sind in Deutschland einmarschiert. Kurz danach klopft ein SA-Mann im Braunhemd an unsere Tür. Meine Mutter öffnet. Sie bleibt auf der Türschwelle stehen und hört sich an, was er zu sagen hat. „Ihr Sohn meldet sich morgen früh zum Dienst auf dem Marktplatz vor dem Bahnhof.“ „Jawohl“, antwortet meine Mutter. „Er wird mit einer Panzerfaust sein Vaterland verteidigen.“ „Jawohl.“ „Er muss Bettdecke und Unterwäsche mitbringen.“ „Jawohl.“ Aber am nächsten Morgen lässt meine Mutter mich nicht gehen. Meine Träume, ein Kriegsheld zu werden, lösen sich in nichts auf.

Die vierzehn- und fünfzehnjährigen Jungen, die am nächsten Tag zum Dienst angetreten sind, ziehen sich mit der Wehrmacht nach Bayern zurück. Als sie schließlich den amerikanischen Soldaten in ihren Sherman-Panzern gegenüberstehen, werden sie von Panik ergriffen und fliehen. Die SS-Sturmtruppen hängen zur Warnung für die anderen einige dieser jungen „Deserteure“ auf. In der Nacht wird unser Feuerwehrhaus von ein paar Granaten getroffen, dann ist alles ungewöhnlich ruhig. Am Morgen hängen weiße Bettlaken aus den Fenstern. Französische Soldaten marschieren durch die Straßen! Einer von ihnen nimmt mir meine Uhr und meine Schuhe weg. Der Krieg ist vorbei.

Der Krieg ist vorbei

Deutschland kapituliert. Es ist Frühling 1945. Mein Vater wird vermisst. 1945 – 1946. Noch immer keine Nachricht von meinem Vater. Es sind viele Gerüchte im Umlauf. Irgendjemand hat jemand anderem erzählt, dass mein Vater in Russland sei, und irgendwie hat uns diese Nachricht erreicht. Fast ein Jahr später erhalten wir aus einem Kriegsgefangenenlager im Herzen Russlands eine Postkarte mit fünfundzwanzig Wörtern – mehr sind nicht erlaubt. Mein Vater lebt noch! In den ersten Monaten nach Kriegsende blieb unsere Schule geschlossen. Der Mädchenflügel war von einer Bombe getroffen worden und bestand nur noch aus einem Haufen Stahlträgern und zerbrochenen Steinen.

Ich bekam einen Job in der Registratur der Entnazifizierungsabteilung der US-Militärregierung. Dieser Job war in zweierlei Hinsicht von besonderem Nutzen für mich. Zum einen lernte ich wieder Englisch sprechen, und zum anderen erhielt ich die Erlaubnis, in der amerikanischen Offiziersmesse zu essen. Das kam einer Eintrittskarte ins Paradies gleich. Schon bald sah ich nicht mehr so mager aus. Während der Mahlzeiten stopfte ich mir heimlich Butterbrote mit Erdnussbutter, Butterpäckchen, Zuckerstücke, Reste von Steaks und vom Nachtisch in die Tasche. Außerdem leerte ich die Aschenbecher, denn Zigaretten und Tabak aus Zigarettenkippen waren zur ortsüblichen Schwarzmarktwährung geworden. Meine Familie – wohlgermerkt, alle vier Stockwerke – wartete jeden Abend mit großen Augen auf meine Rückkehr. Aber nach einigen Monaten, die viel zu schnell verflogen, wurde die Schule wieder geöffnet, und ich musste meinen Garten Eden verlassen.

Jetzt hasste ich die Schule noch mehr als früher. Es fiel mir schwer, Anweisungen zu befolgen; Mathematik und Latein waren die reinste Tortur; ich konnte keinen Unterschied zwischen Chemie, Biologie und Physik feststellen. Alles verschwamm wie im Nebel. Um dem zu entfliehen, besuchte ich erstmals die Bibliothek gegenüber der Schule. Auch in der Bücherei waren Wände beschädigt, wasserfleckig und die Fenster nur notdürftig repariert. Aber es gab dort eine freundliche Bibliothekarin, die einen alten Mantel um ihre dünnen Schultern gelegt hatte. Sie machte mich mit Franz Kafka, Thomas Mann und André Gide bekannt, mit all den Autoren also, die noch vor kurzer Zeit verboten waren. Ich bin nicht sicher, ob ich die tiefere Bedeutung dieser Bücher verstanden habe, aber mit Hilfe der Bibliothekarin, die mich freundlich drängte, nahm ich den Herzschlag jeder Seite in mich auf.

Am liebsten waren mir immer noch die Kunststunden. Ich ließ mir von Herrn Krauss erklären, welche künstlerischen Berufe mir offen standen. Er empfahl mir, an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart bei Ernst Schneidler Gebrauchsgrafik zu studieren. Er unterrichtete Werbe- und Buchgrafik, Plakatkunst, Illustration, Kalligraphie, Fotografie und damit zusammenhängende grafische Fächer. Großvater Oelschläger besaß eine kleine Werkzeugfabrik. Er hielt es für seine Pflicht, während der Abwesenheit meines Vaters dafür zu sorgen, dass ich einen anständigen Beruf ergriff. Dass ich in meinem Zimmer saß und malte, passte ihm überhaupt nicht. „Warum wirst du nicht Ingenieur?“ schlug er vor. „Dann kannst du eines Tages die Fabrik übernehmen.“ „Nein.“ „Dann denk doch wenigstens mal darüber nach, Zahnarzt zu werden“, beharrte er. „Stell dir vor, dann müssen die Leute dich mit ‚Herr Doktor‘ anreden.“ „Nein.“

Schüler bei Professor Schneider

Zum Glück erinnerte sich meine Mutter an die Worte meiner ersten Lehrerin und erhob keinen Einspruch gegen meine Berufswahl. Und ich wusste, dass mein Vater mich von ganzem Herzen unterstützt hätte. Die Akademie war auf Grund des Krieges und der Schäden, die das Gebäude erlitten hatte, längere Zeit geschlossen gewesen. Nur wenige Räume waren notdürftig repariert worden. Jetzt drängelten sich ehemalige Soldaten, Männer und Frauen, die bis jetzt nicht die Gelegenheit zum Studium gehabt hatten, sowie Mitglieder der jüngeren Generation wie ich um die Zulassung. Rund dreihundert Leute bewarben sich allein um die Aufnahme in die grafische Abteilung. Hundert davon wurden zur Aufnahmeprüfung zugelassen. Etwa fünfzig wurden schließlich angenommen. Jeder Student, der aufgenommen worden war, musste außerdem unter der Anleitung einer professionellen Baugruppe einige hundert Stunden bei der Instandsetzung des Gebäudes mitarbeiten. Professor Schneider schaute sich meine Arbeiten an und akzeptierte mich ohne den Test, den die anderen absolvieren mussten.

Ich war sechzehn Jahre alt, zwei Jahre jünger als vorgeschrieben. Ich war so von mir eingenommen, dass ich mir Manierismen und Verhaltensweisen zulegte, von denen ich annahm, sie gehörten zum Künstlerdasein dazu: Um den Hals trug ich einen langen Schal, auf meinen zerzausten Haaren thronte eine flotte Baskenmütze. Ich ahmte bestimmte aufgeregte Bewegungen nach – manchmal, wenn ich durch die Straßen ging, blieb ich plötzlich stehen, streckte meine Arme aus und bildete mit meinen Händen einen Rahmen wie ein berühmter Filmregisseur. Eines Tages bat mich Professor Schneider in sein Büro. „Herr Carle“, sagte er mit seiner klaren preußischen Offiziersstimme (er hatte im Ersten Weltkrieg gedient), „Sie sind der untalentierteste Student, den ich während meiner vierzigjährigen Laufbahn je unterrichtet habe!“ Ich war sprachlos. „Sie sind entlassen und brauchen nicht mehr zurückzukommen.“ Am nächsten Morgen klopfte ich bescheiden an seine Tür und hoffte wider besseres Wissen, dass ich einen Weg finden würde, um ihn umzustimmen. „Herein.“ Vorsichtig steckte ich meinen Kopf durch die Tür. „Sie können bleiben“, erklärte er mir und bat mich höflich, Platz zu nehmen. „Während der nächsten drei Semester werden Sie kein Künstler sein, sondern Lehrling bei den Schriftsetzern.“

Schneider war ein überaus bemerkenswerter Lehrer. Alle seine Studenten verehrten ihn sehr und nannten ihn einfach „Meister“. Als wirklicher Meister förderte er das Talent jedes einzelnen Schülers zutage und bildete es weiter aus. Er lenkte meine Eitelkeit, die letztlich zerstörerisch gewesen wäre, in konstruktive Bahnen. Die Beschäftigung mit der Schriftsetzerei und das Wissen um die Regeln und Begrenzungen der Buchdruckerkunst haben seit dieser Zeit meine Arbeitsweise beeinflusst. Später wurde ich wieder zu den regulären Klassen zugelassen. Die vier Jahre, die ich auf der Akademie verbrachte, haben mir viel Freude gemacht. Endlich lagen zehn ermüdende Jahre in der Grundschule und im Gymnasium hinter mir und tauchten nur noch in meinen Alpträumen auf. Im letzten Semester erhielt ich den Auftrag, Plakate für das Amerika-Haus, ein Informationszentrum der Vereinigten Staaten, zu entwerfen. Mr. Lovegrove, der Kulturattaché der Vereinigten

Staaten, ließ mir bei meinen Entwürfen völlig freie Hand, und ich fertigte eine Plakatserie an, auf die ich heute noch stolz bin.

Im Herbst des Jahres 1947 – ich hatte mein Studium noch nicht beendet – kehrte mein Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Seine Kleider hingen in Fetzen an ihm herunter, er wog knapp 80 Pfund und litt unter heftigen Malariaanfällen. Er war ein gebrochener Mann, sowohl physisch wie psychisch. Er hat sich zeit seines Lebens nicht wieder richtig erholt, und der enge Kontakt zu seiner Familie war für immer verloren. Meine Mutter und ich waren acht Jahre lang ohne ihn zurechtgekommen. Es gelang uns nicht, die vertraute und enge Beziehung, die wir früher gehabt hatten, wiederherzustellen. Ich war erwachsen geworden und hatte begonnen, mein eigenes Leben zu führen. Ich war dabei, eine neue Welt zu entdecken, während er allen Lebenswillen verloren hatte. Bei einem Deutschlandbesuch im Jahr 1959 habe ich ihn das letzte Mal gesehen. Er war auf dem Weg ins Krankenhaus, in dem er dann gestorben ist. Wir standen zusammen auf dem Bahnhof und hatten uns nichts zu sagen. In Gedanken rief ich das Glücksgefühl in mir wach, das für mich untrennbar mit meinen frühen Kindertagen verbunden ist, als mein Vater mir seine Träume schenkte, die er sich selbst nicht hatte erfüllen können.

Zurück nach Amerika

Schneidlers Studenten waren sehr begehrt. Oftmals wurden sie von Werbeagenturen, Verlagen oder Grafik-Studios engagiert, noch bevor sie ihren Abschluss gemacht hatten. Auf diese Weise wurde ich künstlerischer Leiter eines Modemagazins, ohne auf Stellensuche gegangen zu sein, 1952, nach zweijähriger praktischer Tätigkeit als Grafiker und Plakatkünstler in Deutschland, kehrte ich in die Vereinigten Staaten zurück. Ich war noch keine dreiundzwanzig Jahre alt, aber ich konnte eine schöne Arbeitsmappe vorweisen und hatte vierzig Dollar in der Tasche. An einem wundervollen Tag im Mai 1952 landete ich in New York. Der Himmel war strahlend blau. Nicht eine Wolke war zu sehen, und ich fühlte mich gleich zu Hause. Kurze Zeit wohnte ich bei meinem Onkel (dem jüngeren Bruder meines Vaters) und seiner Familie in der Bronx. Jetzt musste ich nur noch einen Job finden.

Irgendjemand gab mir den Hinweis, ich sollte mir die jährlich stattfindende New Yorker Art Directors Show ansehen. Am besten gefielen mir ein paar Arbeiten für die Zeitschrift *Fortune*. Ein kleines Schildchen verriet mir, dass sie von „Leo Lionni, Art Director“ stammten. Ich ging sofort zu einer Telefonzelle, suchte mir die Nummer von *Fortune* heraus (ich werde sie nie vergessen, es war JU6-1212) und ließ mich mit Mr. Lionni verbinden. Ich erklärte ihm, ich sei gerade aus Deutschland gekommen und hätte seine hervorragenden Arbeiten gesehen. Vielleicht würden ihm meine Arbeiten ebenfalls gefallen. „Kommen Sie morgen früh um Elf zu mir“, antwortete mir eine sympathische Stimme.

Am nächsten Tag beförderte mich ein Aufzug schnell und leise zu einem der obersten Stockwerke des Rockefeller-Centers. Eine Empfangsdame geleitete mich zu einem geräumigen, modern eingerichteten Büro, von dem aus man die ganze Stadt überblicken konnte. Leo Lionni, ein großer, stattlicher, gutgekleideter Mann mit einer Hornbrille, gab mir

die Hand und lächelte mir ermutigend zu. Meine Arbeiten schienen ihm zu gefallen, und er bot mir einen Job an. Nicht bei *Fortune*, sondern als Mitarbeiter seines kleinen Studios, das sich in einer Seitenstraße der Fifth Avenue gegenüber von Saks befand und von dem aus er seine freiberuflichen Aufträge erledigte. „Wie viel möchten Sie verdienen?“ Die vierzig Dollar meines Vaters fielen mir wieder ein. „Vierzig Dollar in der Woche.“ „Nein, nein. Ich werde Ihnen wenigstens hundert Dollar bezahlen.“ „Nein, das geht doch nicht. Das können Sie nicht machen.“ „Aber natürlich kann ich das“, sagte er und schaute auf seine Armbanduhr. Es war zwölf Uhr, und er lud mich und seinen Assistenten, Walter Allner, zum Mittagessen ein. Wir gingen in ein elegantes italienisches Restaurant, wo wir wie alte Freunde begrüßt wurden. Die Ober behandelten Mr. Lionni und seine Gäste besonders zuvorkommend. Das Essen war köstlich, und als wir gingen, gab Mr. Lionni ein großzügiges Trinkgeld, das ein großes Loch in meinen Geldbeutel gerissen hätte.

Als wir in sein Büro zurückgekehrt waren, meinte Leo Lionni, ich könnte mich einsam fühlen, wenn ich den Job annähme, den er mir angeboten hatte. Denn das würde bedeuten, dass ich ganz allein in seinem Studio arbeiten müsste. „Sie sollten ausgehen, Freundschaften schließen und die Sprache besser sprechen lernen.“ Er griff nach dem Telefonhörer und führte ein kurzes Gespräch. „Ich habe für Sie eine Verabredung getroffen“, sagte er und gab mir einen Zettel, auf dem stand: „George Krikorian, Art Director, Werbeabteilung der New York Times“, darunter die Adresse und eine Telefonnummer. „Das wäre der richtige Job für Sie“, sagte Lionni. „Aber wenn nichts daraus wird, gilt nach wie vor mein Angebot.“

Ich hinterließ meine Mappe in Mr. Krikorians Büro. Ein paar Stunden später rief er mich an und bat mich zu einem Vorstellungsgespräch. Bevor ich zu ihm ging, telefonierte ich ganz aufgeregt mit Lionni und erzählte ihm von dem bevorstehenden Treffen. „Kommen Sie vorher bei mir vorbei“, sagte er. Wieder beförderte mich der wundervolle Aufzug in Leo Lionnis Büro. „Wenn Krikorian Sie engagieren will, wird er Sie bestimmt fragen, wie viel Sie verdienen möchten. Verlangen Sie hundert Dollar die Woche.“ „Aber das kann ich doch nicht machen.“ „Wenn Sie das nicht tun, spreche ich nie wieder mit Ihnen!“ George Krikorian schien die Absicht zu haben, mich einzustellen. „Wie viel möchten Sie verdienen?“ fragte er mich. Ich schluckte und flüsterte dann. „Einhundert Dollar die Woche.“ „Wären Sie zunächst auch mit fünfundsiebzehn zufrieden?“ „Ja, natürlich!“ erwiderte ich sofort. Es waren erst zwei Wochen seit meiner Ankunft in New York vergangen. Jetzt hatte ich einen guten Job; ich liebte meine Arbeit, meine Kollegen und die Cafeteria der *New York Times*.

Als GI wieder nach Stuttgart

Fünf Monate später schickte mir Uncle Sam seine Grüße und lud mich ein, in Fort Dix, New Jersey, an einer sechzehnwöchigen Grundausbildung teilzunehmen. Damit begann meine Karriere als Soldat – ein schriller Pfeifton, und schon eilten die neuen Rekruten in ihren steifen, schlecht sitzenden Uniformen aus ihren Unterkünften und stellten sich in Reih und Glied auf. „Het, hut!“ befahl Sergeant Schmidt. Ich hatte keine Ahnung, dass „Het, hut!“ so viel bedeutete wie „Achtung“ und stand immer noch mit den Händen in der Hosentasche da und schaute mich um, während alle anderen schon längst Haltung angenommen hatten.

„Sie!“ „Ja.“ „Ja, Sergeant.“ „Ja, Sergeant.“ „Sie machen fünfundzwanzig.“ „Fünfundzwanzig was?“ „Ich werde es Ihnen zeigen“, sagte Sergeant Schmidt und macht mir eine Liegestütze vor. Es sieht leicht aus, Liegestützen zu machen, aber nur für den, der es nie zuvor selbst ausprobiert hat. Ich lernte schnell, Sergeant Schmidt zu gehorchen. Nachdem er herausgefunden hatte, dass ich in Deutschland aufgewachsen war, schnauzte er mich ständig an: „Ich habe immer gedacht, dass die Deutschen gute Soldaten sind. Was für ein Deutscher bist du eigentlich?“ Und dann nahm er meine Schlafkoje auseinander.

Ich lernte auch, dem großen Schild in der Kantine zu gehorchen, auf dem stand: „Nimm alles, was du willst, und iss alles, was du nimmst“. Und trotz der anstrengenden Märsche bei Tag und bei Nacht, trotz der vielen Liegestützen, der Küchen- und Wachdienste, der Seilklettereien, der Herumkriecherei auf allen vieren und noch mehr Liegestützen auf dem Exerzierplatz nahm ich ganz schön zu. Ich traf Amerikaner aus allen möglichen Gegenden und Berufen. Wir freundeten uns an und hatten viel Spaß miteinander. Mein Englisch wurde auch immer besser, so dass ich meine Bekannten in New York, bei denen ich ein Wochenende verbrachte, vor allem durch die große Zahl von Flüchen beeindruckte, die ich meinem Wortschatz hinzugefügt hatte.

Am Ende der Grundausbildung wurden wir gefragt, wer von uns eine Fremdsprache beherrsche. Ich hob meine Hand. Der Deutschtest war eigentlich für Amerikaner bestimmt, daher bestand ich ihn natürlich mit Glanz und Gloria. Kurze Zeit später befand ich mich mit anderen frischgebackenen Soldaten auf einem kleinen Truppentransporter mitten im Nordatlantik. Ich war wieder auf dem Weg nach Deutschland! Ich meldete mich bei der zweiten Panzerdivision zum Dienst, die den treffenden Namen „Hölle auf Rädern“ trug. „Können Sie Lastwagen fahren?“ fragte mich der Kompaniechef. „Nein, Sir.“ „Was wissen Sie über Artillerie?“ „Nichts, Sir.“ Ich war bei der Infanterie ausgebildet worden. „Sie sind ab jetzt für die Post zuständig.“ „Ja, Sir.“

Später wurde ich zu der 7. US-Armee in Stuttgart abgestellt. Ein verständnisvoller Captain erteilte mir die Erlaubnis, nicht in der Kaserne übernachten zu müssen. Nachmittags um fünf zog ich meine Zivilkleider an, fuhr mit der Straßenbahn in meine alte Wohnung und schlief in meinem alten Bett. Bevor ich morgens wieder zur US-Army eilte, machte mir meine Mutter das Frühstück.

Bei einem Wochenendausflug traf ich in Wiesbaden eine frühere Kollegin, mit der ich bei dem Modemagazin zusammengearbeitet hatte. Diese Kollegin wurde von ihrer jüngeren Schwester, Dorothea Wohlenberg, begleitet. Im Jahr darauf, 1954 kurz vor meiner Entlassung aus der Armee, heirateten Dorothea und ich. Dorothea war neunzehn Jahre alt, ich war fünfundzwanzig. Einen Monat später folgte mir meine junge Frau nach New York, wo ich wieder meinen alten Job bei der *New York Times* übernahm. Zwei Jahre später wurde ich Art Director bei einer Werbeagentur, die sich auf Pharmawerbung spezialisiert hatte.

Neuer Start in New York

Zuerst lebten Dorothea und ich in einem großen Apartmenthaus in Queens. Als unser erstes Kind, Cirsten, zwei Jahre alt war, zogen wir in ein Haus in Irvington-on-Hudson. Dort wurde auch unser Sohn Rolf geboren. Als Cirsten sechs und Rolf vier Jahre alt waren, trennten Dorothea und ich uns und ließen uns schließlich scheiden. Dieser lapidare Satz gibt nichts von dem Schmerz wieder, den diese Trennung mit sich brachte. In den nächsten zehn Jahren lebte ich allein.

An den Wochenenden und in den Ferien besuchten mich meine Kinder in meiner Atelierwohnung. Ich wohnte im obersten Stockwerk eines hübschen, gepflegten alten Hauses ohne Fahrstuhl in der 12. Straße in Greenwich Village. Bevor sie ins Bett gingen, rannten meine Kinder jedes Mal durch die ganze Wohnung, die ungefähr vierzig Fuß lang war. Und jedes Mal rief Mrs. Simpson aus der Wohnung unter mir an und beschwerte sich über den Lärm. Ich versuchte ihr klarzumachen, dass ich ein Wochenend-Vater sei, und bat sie um Verständnis, weil es doch nur einmal in der Woche für ein paar Minuten laut war. Aber am folgenden Wochenende rief Mrs. Simpson wieder an. „Können Sie nicht irgendwie dafür sorgen, dass Ihre Kinder ruhig sind, Mr. Carle?“ „Ja, Mrs. Simpson“, antwortete ich ganz ruhig. „Ich kann sie an die Wand stellen und erschießen.“ Von diesem Augenblick an war Mrs. Simpson unsere beste Freundin. Sie brachte meinen Kindern kleine Geschenke, fragte, ob sie auf sie aufpassen sollte, und, was das Beste war, ermutigte sie, nach Herzenslust in meiner Wohnung hin- und herzurennen.

Als ich mich von Dorothea trennte, gab ich auch meinen Job bei der Werbeagentur auf, weil ich als freiberuflicher Grafiker und Illustrator arbeiten wollte. Mir war klar geworden, dass ich überhaupt keine Lust hatte, in Konferenzen zu sitzen, Vermerke zu schreiben, mit Kunden essen zu gehen und zwischen Wohnung und Büro hin- und herzupendeln. Ich wollte einfach nur Bilder malen.

Eines Tages bat mich ein Verleger, der Unterrichtsmaterialien für Vorschulkinder und Schulanfänger produzierte, eines seiner Projekte zu illustrieren. Das war ein schicksalhafter Tag für mich. Doch das Projekt war nicht besonders gut durchdacht und begeisterte mich überhaupt nicht. Es erinnerte mich an das Klassenzimmer mit den engen Fenstern und den harten Bleistiften. „Das Projekt ist von anerkannten Pädagogen nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen entwickelt worden“, sagte man mir. Und trotzdem, ich wusste, dass die Sache nicht klappen konnte. Die Kinder würden einfach gelangweilt sein, genau wie das Kind in mir.

Kurze Zeit später bat mich Dr. Bill Martin jun., Autor, Herausgeber und Pädagoge, sein Manuskript *Brown Bear, Brown Bear, What Do You See? (Brauner Bär, wen siehst denn du?)* zu illustrieren. Dieses Buch beflügelte meine Fantasie! Jetzt fielen mir die großen Bogen Papier wieder ein, die bunten Farben und die dicken Pinsel meines aller ersten Schuljahres. Es hatte mich gepackt! Es war also doch möglich, etwas Besonderes zu tun, etwas, durch das bei Kindern die Freude am Lesen geweckt werden konnte.

Kurz darauf bat mich ein Verleger, ein historisches Kochbuch zu illustrieren. Ich entschied mich für Linolschnitte. Ich lieferte die Bilder bei Ann Beneduce ab und wir kamen ins Gespräch. Wir redeten über Bücher im Allgemeinen und über Bilderbücher im Besonderen. Ich schilderte ihr kurz ein paar meiner Ideen, die ich bis zu diesem Zeitpunkt nur in einem kleinen Karteikasten aufbewahrt hatte. Außerdem gestand ich Ann, dass ich im Alter von sechs Jahren aufgehört hatte, mich um Grammatik, Rechtschreibung und Interpunktion zu kümmern. „Grammatik, Rechtschreibung und Interpunktion sind unwichtig“, sagte Ann. „Es kommt auf die Ideen an.“

Meine ersten Kinderbücher entstehen

Um ganz sicher zu gehen, lieferte ich ihr ein Buch ohne Worte ab – *1, 2, 3 to the Zoo (1, 2, 3 ein Zug zum Zoo)*. Zu meiner großen Überraschung fand ich bald darauf einen Vertrag über dieses Buch in meinem Briefkasten. Das machte mir Mut. Als nächstes legte ich ihr die Geschichte eines Bücherwurms vor. Später wurde daraus ein Wurm, der Löcher in Äpfel, Birnen und Schokoladenkuchen frisst. „Irgend etwas gefällt mir an diesem grünen Wurm nicht“, sagte Ann. Wir überlegten hin und her und suchten nach anderen Tieren oder Insekten, die geeigneter waren. „Wie wär’s mit einer Raupe?“ fragte Ann nach einer Weile. „Schmetterling!“ rief ich, ohne zu zögern. So entstand *The Very Hungry Caterpillar (Die kleine Raupe Nimmersatt)*.

Ohne dass ich es geplant hatte, war aus mir ein Autor und Illustrator von Kinderbüchern geworden. Von diesem Zeitpunkt an habe ich meine ganze Energie dafür verwendet, Bücher zu bebildern. Die Beziehung zwischen Autor und Lektor ist besonders entscheidend für den Erfolg eines Buches. Die Art, in der Ann und ich uns die Begriffe „Raupe“ und „Schmetterling“ zugeworfen hatten, macht die Art und Weise unserer Zusammenarbeit deutlich. Wir hatten die gleiche Wellenlänge und respektierten und schätzten uns gegenseitig sehr. Keiner von uns hat jemals dem anderen seinen Willen aufgezwungen. Seit wir uns das erste Mal begegnet sind, entstand eine ganze Reihe von Büchern durch Gespräche, durch einen ungezwungenen Gedankenaustausch. Auf diese Weise sind auch einige Ideen still und leise gestorben.

Als ich an *1, 2, 3 ein Zug zum Zoo*, meinem ersten eigenen Kinderbuch, arbeitete, meldete sich per Brief ein Herr Dr. Christen, Lektor beim Stalling Verlag, Oldenburg. Dr. Christen, der auch gerade am Anfang seiner Karriere stand, hatte sich bei meinem ehemaligen Studienkollegen, Kurt Weidemann, nach neuen Talenten erkundigt. „Fragen Sie doch mal bei Carle an“, meinte Professor Weidemann. „Ich glaube, er arbeitet zur Zeit an einem Kinderbuch.“ So kam eine weitere lange und fruchtbare Verbindung zustande. Trotz der großen räumlichen Distanz arbeiten wir über die Jahre hin eng zusammen. Dr. Christen ging später zum Gerstenberg Verlag. Dort werden jetzt alle meine Bücher verlegt. So fügt sich ein Stein an den anderen. Mein US-Verleger betreut für mich seitdem die englischsprachigen Rechte, mein deutscher Verleger die übrigen europäischen Rechte.

Zu jener Zeit habe ich es nicht bewusst wahrgenommen, aber mein Leben bewegte sich langsam aber sicher in den richtigen Bahnen. Die lange dunkle Zeit des Heranwachsens in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges, die grausame Disziplinierung, der ich in der Schule in dieser Zeit unterworfen war, die zunehmend als Pflicht empfundene Arbeit in der Werbebranche – langsam verloren all diese Erfahrungen ihre Macht über mich. Mein inneres Kind – das so plötzlich und einschneidend entwurzelt und unterdrückt worden war – wurde langsam wieder lebendig.

Mir fielen all jene wieder ein, die mir auf meinem Weg geholfen hatten, selbst in jenen letzten alptraumhaften Tagen in Nazideutschland: der Kunstlehrer, der sein Leben riskierte, um mir die verbotene Kunst zu zeigen; die Bibliothekarin, die mir die Einsicht vermittelte, dass Bücher nicht nur Wörter enthielten, die es mühsam zu enträtseln galt, sondern dass der Umgang mit Büchern auch Spaß machen konnte; meine Pflegemutter, Frau Gutekunst, die mich in ihr Herz schloss; der Kriegsgefangene, der sein Essen mit mir teilte und mir damit klarmachte, dass kein Mensch von Natur aus ein Feind ist; mein Vater, der in mir die Liebe zur Natur weckte; meine eigenen Kinder, durch die die Erinnerung an meine eigene frühe Jugend wieder lebendig wurde; Professor Schneider, der mir die Disziplin beibrachte, die für einen Künstler unentbehrlich ist; Leo Lionni, Bill Martin jun. und vor allem Ann Beneduce, die mir zeigten, dass ich mir als Künstler meinen Lebensunterhalt verdienen kann. Sie alle und viele andere haben mir dazu verholfen, dass ich mich an diesem Wendepunkt meines Lebens selbst gefunden habe.

Von da an gab ich nach und nach meine anderen Arbeiten auf und begann, an Kinderbüchern zu arbeiten und für das Kind in mir. Von da an arbeitete ich an Büchern, die meine eigenen Bedürfnisse erfüllten – Bedürfnisse, die so lange unbefriedigt geblieben waren.

Nach meiner Scheidung hatte ich mir vorgenommen, nicht wieder zu heiraten. Aber eines Tages schenkte mir Barbara Morrison, die ich zum Abendessen eingeladen hatte, eine einzelne, locker in durchscheinendes, weißes Papier eingewickelte Anthurie. Anderthalb Jahre später, im Jahr 1973, waren wir glücklich verheiratet.

Es gibt eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten zwischen Barbaras und meiner Arbeit. Für mich steht fest, dass wir alle unsere Behinderungen haben, die einen mehr, die anderen weniger; mit meinen Büchern versuche ich, auf diese Bedingungen einzugehen. Barbara arbeitet direkt mit Kindern, die eine besondere Betreuung brauchen, und mit deren Eltern.

1974 zogen wir in ein neues Haus auf einem fünfundsiebzig Morgen großen Grundstück in den Berkshires, im Nordwesten von Massachusetts, von dem aus man Wiesen, Bäume und in der Ferne die Berge sehen konnte. Nachdem sich unsere anfängliche Begeisterung für das einsame Leben auf einem Hügel, der im Winter vom Wind gepeitscht wird, ein bisschen gelegt hatte, kauften wir im nahegelegenen Northampton ein altes Haus und verbrachten den Winter in der Nähe von Geschäften, Freunden, Kinos, einer Bücherei, einem chinesischen Restaurant und der Post – alles in unmittelbarer Nähe.

Ein Buch muss wie eine Sinfonie komponiert werden

Es gibt einen Punkt, der für meine Arbeit von besonderer Bedeutung ist: Mich fasziniert am meisten die Zeit im Leben eines Kindes, wenn es zum ersten Mal das Elternhaus verlässt, um zur Schule zu gehen. Es ist ein riesiger Sprung, den ein Kind dann tun muss; der Sprung aus seinem Zuhause und aus der Sicherheit heraus, aus der Welt des Spiels und der Sinne in die Welt des Verstandes und der Abstraktion, der Ordnung und Disziplin. Ich möchte, dass meine Bücher diesen großen Abgrund ein wenig überbrücken helfen.

Einige meiner Bücher haben Löcher, Aussparungen, Laschen zum Aufklappen oder eine erhöhte Oberfläche zum Anfassen. Sie sind halb Spielzeug (Zuhause) und halb Buch (Schule). Ein Buch zum Anfassen und Fühlen, ein Spielzeug, das man lesen kann. Etwas Ähnliches spiegelt sich ja auch in unserer Sprache wider, wenn wir davon sprechen, eine Idee zu begreifen, oder sich von seinen Gefühlen berühren zu lassen! Meine Ausbildung als Grafiker und mein neu entdecktes Interesse für Kinderbücher bildeten nun eine Einheit. Der Grafiker wollte Papier und Druck bis an die Grenze des Möglichen treiben. Der Geschichtenerzähler wollte ein Buch zum Anfassen schaffen, das gleichzeitig ein lesbares Spielzeug sein sollte, um damit jene ersten Tage in der Schule ein bisschen leichter werden.

Meine Bücher haben mehrere Ebenen: Da gibt es lustige Tiere, bunte Farben, eine Geschichte, Witz, Unterhaltung, Geheimnisse, emotionalen Gehalt – und es wird Wissen vermittelt. Je nach dem Interesse des Kindes, nach seinen Fähigkeiten und seiner Wissbegierde, kann es sich die Ebene aussuchen, auf der es sich heimisch fühlt. Einige dieser Ebenen können und sollen eine Herausforderung darstellen. Denn oft wird das „begabte“ Kind ebenso vernachlässigt wie das Kind, das „langsamer“ begreift. In dem Buch *The Grouchy Ladybug (Der kleine Käfer Immerfrech)* verbirgt sich zum Beispiel hinter der eigentlichen Geschichte, in der erzählt wird, wie die streitlustigen Käfer endlich Frieden schließen, noch eine subtilere Ebene, auf der vermittelt wird, wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zusammenhängen. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass eines von tausend Kindern vielleicht interessiert genug ist, um zu fragen, warum die Sonne und die Zeit in einer bestimmten Weise miteinander in Beziehung stehen. Ich kann mir auch vorstellen, dass es einen feinfühligem Erwachsenen geben mag, sicher auch nur einen von tausend, der daraufhin beginnt, mit diesem Kind ein Gespräch über die Erde im Gesamtzusammenhang unseres Universums zu führen. Es gibt so viele verschiedene junge Leser; jeder ist eine Persönlichkeit für sich, und jeder findet etwas ganz Besonderes in einem Buch.

Bei der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, bin ich manchmal begeistert, manchmal aber auch frustriert. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich erfolgreich bin, zu anderen Zeiten komme ich mir wie der letzte Versager vor. Aber das zeigt nur die ganze Bandbreite der Gefühle, denen wir unterworfen sind. Die meisten Bilderbücher haben 32 Seiten, und ich überlege mir genau, wie ich mir den Platz einteile, wie ich die Bilder anordne, wie ich die Ideen und Vorstellungen entwickle und vorantreibe, und wie die Geschichte endet. Ein Buch muss wie eine Sinfonie komponiert werden, wie ein Duett oder wie ein ruhiges Stück Kammermusik. Es muss einen bestimmten Stil und Ablauf haben. Aber es ist auch wichtig, auf die eigene Intuition zu vertrauen und offen zu sein, offen für das Unerklärliche, das Zufällige, selbst für

das Abwegige. Schau auf den Riss in der Decke und beobachte, wie er langsam Form annimmt und eine Stimme bekommt.

Durch meine Arbeit habe ich Kinder aus den verschiedensten Ländern kennen gelernt. Ich habe mit Kindern in den Vereinigten Staaten, in England, Schottland, Holland, Deutschland, Finnland, Italien, Japan und sogar in einem Buchladen in Paris gesprochen; ich habe ihnen vorgelesen, für sie gezeichnet und sie unterhalten. Und ich bin dankbar, dass so viele Kinder in so vielen Ländern meine Bücher gelesen haben, dass sie mir lustige, traurige, ergreifende und manchmal auch langweilige Briefe schreiben. Ich glaube, das folgende, mit winzigen Buchstaben in die oberste Ecke eines Blattes gekritzelte Briefchen eignet sich gut als Schluss: „Lieber Eric. Du kannst gut zeichnen. Ich mag deine Bilder. Unser Lehrer hat uns alle deine Bücher zu lesen gegeben. Wirst du dich jemals zur Ruhe setzen? Alles Liebe, Jennifer.“